

Fatima El-Tayeb

Anders Europäisch

Rassismus, Identität und Widerstand im vereinten Europa

Übersetzt aus dem US-amerikanischen Englisch
von Jennifer Sophia Theodor und Fatima El-Tayeb

UNRAST

»Fremd im eigenen Land« Europäische Identitäten, Migration und diasporische Klanglandschaften

»Jedenfalls ist die Zivilisation, die man als die >europäische<, die >westliche< bezeichnet, so wie zwei Jahrhunderte bürgerlicher Herrschaft sie geprägt haben, unfähig, die beiden größten, durch ihre Existenz entstandenen Probleme zu lösen: das Problem des Proletariats und das koloniale Problem; [...]«

Aimé Césaire, Über den Kolonialismus, 1968 [Discours sur le colonialisme, 1955]

»Die harte Wirklichkeit ist genau das Gegenteil der Rhetorik. Und sie ist zäh. Tatsache ist, dass das heutige Leben in unseren Nachbarschaften die Wahrscheinlichkeit erhöht, mit ökonomischer Mittellosigkeit, psychologischer Instabilität, Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt, prekären Wohnsituationen, regelmäßiger Demütigung durch die Polizei, verpfuschter Bildung, Erfahrungen der Inhaftierung, Mangel an Perspektiven und individuellen Möglichkeiten, Versuchungen des Gesetzesbruchs zu leben... Es bedeutet, sich ein wenig schneller als die anderen aufs Gefängnis oder den Tod hinzubewegen...«

MC Hamé, Insécurité sous la plume d'un barbare, 2002

Rassismus, Religion und die Konstruktion einer kollektiven kontinentaleuropäischen Vergangenheit

Nach dem Kalten Krieg und nach dem 11. September scheint Europa sowohl hinsichtlich seines internen Wiederaufbaus als auch hinsichtlich seiner Rolle in der aktuellen Weltpolitik eine einzigartige Position einzunehmen. Nach seiner scheinbaren Überwindung des Nachkriegskrisenzustands, den Césaire in seinem *Discours sur le Colonialisme* analysierte, und zu einer Zeit, in der »postnational« und »das Ende des Nationalstaats« beliebte Schlagwörter in akademischen und außer-akademischen Diskursen geworden sind, scheint Europa – und nur Europa – eine materielle Manifestation dieser neuen Weltordnung geschaffen zu haben: Die Europäische Union tritt als erstes supranationales System auf, das dem 21. Jahrhundert gewachsen ist – aufbauend auf den Stärken der Nationalstaaten, die es ausmachen, aber deren Schwächen überwindend. Mit der zunehmenden Besorgnis über die unilateralen Politiken der einen verbleibenden Super-

macht, über die Ineffizienz der Vereinten Nationen und über die scheinbare Zunahme antidemokratischer Bewegungen und Regimes weltweit, gewinnt die Wahrnehmung der Europäischen Union als Avantgarde-Form von (Post)Staatlichkeit an Boden (Beck/Giddens 2005; Judt 2005). Dies rückt Europa oft in die gewohnte Rolle als Trägerin globalen Fortschritts und Bewahrerin humanitärer Werte. Jeremy Rifkin bringt dies enthusiastisch zum Ausdruck: »Der europäische Traum ist ein Funke des Lichts in einer Welt voller Schwierigkeiten. Er führt uns zu einer neuen Ära der Inklusivität, der Diversität, der Lebensqualität, des Existenziellen, der Nachhaltigkeit, der universellen Menschenrechte, der Rechte der Natur und des Friedens auf Erden« (Rifkin 2004, 385). Dieses Modell der »europäischen Vorreiterrolle« hat sowohl zeitliche als auch räumliche Dimensionen, die die Position des Kontinents geografisch sowie bezüglich seiner eigenen Geschichte bestimmen. Debatten über den Zustand Europas betonen, dass für den Erfolg der kontinentalen Vereinigung, über die ökonomische und bürokratische Zentralisierung hinaus, ein Gefühl der transnationalen europäischen Identität wesentlich ist. Diese Identität soll auf gemeinsamen Werten basieren, in einer gemeinsamen Geschichte wurzeln, Europa vom Rest der Welt unterscheiden und Nationen mit sehr unterschiedlichen Kulturen miteinander verbinden.⁴⁶

Derzeit braucht der Versuch, diese europäische Identität mit Bedeutung zu füllen und interne Verbindungen zu stärken, die Trope des Anderen, des Nicht-Europäischen. Doch diese Fortführung eines europaweiten kulturalistischen Diskurses der Exklusion wäre vermeidbar gewesen. Wenn die diskursive Homogenisierung des modernen Europa hauptsächlich mittels Nationalstaatlichkeit verwaltet wurde, d.h. wenn rassifizierte Minderheiten darin als Nicht-Bürger_innen statt als Zweite-Klasse-Bürger_innen gerahmt wurden, dann hätte die europäische Vereinigung auch einen Wendepunkt dieses Motivs eines konstitutiven Außen im Innern darstellen können. Der sich einende Kontinent wird weithin als wegweisend für einen postnationalen Gesellschaftstypus wahrgenommen und die Verschiebung von einer nationalen zu einer europäischen politischen Ordnung und Identität bietet potenziell eine einzigartige Gelegenheit: nicht nur, um die Position migrantischer und minorisierter Bevölkerungsgruppen in der hervortretenden europäischen Gemeinschaft neu zu betrachten, sondern

46 Siehe beispielhaft »Constitution ›key for EU success‹«, BBC News, 17.1.2007 [<http://news.bbc.co.uk/2/hi/europe/6269349.stm>] letzter Zugriff: 13.10.2014.

auch deren Beiträge zu den nationalen Geschichten, die das europäische Narrativ zugleich aufnehmen und überwinden soll. Beispielsweise hätten die trans-europäischen Gemeinschaftsstrukturen der Rrom_nja-Bevölkerungen potenziell zu ihrem Vorteil wirken können, da sie im europäischen Kontext ein Modell der »Postnationalität« darstellen. Wie die jüngsten Ereignisse zeigen, ist dies definitiv nicht geschehen.⁴⁷ In der Tat produziert der Blick auf die postnationale Wende des Kontinents aus minorisierter Perspektive eine eher pessimistische Interpretation. Anstatt einer Neukonzeptualisierung Europas, in der rassifizierte Minderheiten eingeschlossen werden, scheint der Vereinigungsprozess ein Narrativ zu schaffen, das deren Ausschluss nicht nur fortsetzt, sondern sie stattdessen zusätzlich als Essenz des Nicht-Europäischseins definiert. Dies geschieht durch Konzepte und Begriffe, die Migration mit vermeintlich unüberwindbaren Differenzen der Rassifizierung, Kultur und Religion verknüpfen.

Während Änderungen nationaler Gesetze und die Einführung der europäischen Währung relativ reibungslos über die Bühne gingen, führte die Ablehnung der europäischen Verfassung in einer Reihe von nationalen Volksentscheiden zu neuerlichen Debatten über das Wesen des Kontinents, zu einer verstärkten Suche nach der Existenz eines »europäischen Geistes«, der die rund 500 Millionen EU-Bürger_innen miteinander verbindet (Judt 2005; Anderson 2007). Allzu oft gehen diese Debatten jedoch in eine Festschreibung dessen über, was – oder vielmehr wer – *nicht* europäisch ist. Migration erhält hier eine zentrale Position, indem sie zugleich als Bedrohung fungiert, die die belagerten europäischen Nationen eint, wie auch als Motiv, das den Blick von der aufgelösten Identitätskrise des Kontinents ablenkt. Gegenwärtige Debatten deuten an, dass die Trennung zwischen Dazugehörigen und Ausgeschlossenen, die auf dem Nationalstaatsmodell basiert, mit der europäischen Vereinigung nicht unbedingt vermindert wird. Stattdessen scheint sie sich oft nur zu verschieben: Migration wird wieder als Problem konfiguriert, das nun europäische sowie nationale Identitäten bedroht.⁴⁸ Statt Neuland zu beschreiten, wird durch Diskussionen

47 Siehe die pessimistische Bewertung des ersten »Europäischen Roma Gipfel« am 16. September 2008 in Brüssel. Der vom EU-Kommissar für Soziales, Vladimír Špidla, organisierte Kongress scheiterte jedoch daran, irgendwelche konkreten Ergebnisse hervorzubringen [<http://www.euractiv.com/en/socialeurope/eu-roma-summit-draws-crowds-controversy/article-175463>] letzter Zugriff: 13.10.2014.

48 Es ist sicherlich kein Zufall, dass – Stand August 2008 – keine einzige europäische Nation die »Internationale Konvention zum Schutz der Rechte aller Wanderarbeit-

über die Europa-Tauglichkeit bestimmter rassifizierter Gruppen regelmäßig von den notwendigen Debatten um Identität und politische Rechte abgelenkt. Als ob Minorisierte an ihre Herkunftsorte zurückgeschickt werden könnten, wenn sie den Kompatibilitätstest nicht bestehen (was in dieser Diskursordnung unvermeidbar erscheint).

Weltweite Migrationsbewegungen sind bereits als eines der zentralen Themen des neuen Jahrtausend hervorgetreten. Neben der materiellen Realität schwindender Rohstoffe, ökonomischer Globalisierung und internationaler Finanzzusammenbrüche, hat Immigration Bedeutung erhalten als Symbol für verschiedene soziale, ökonomische und politische Ängste, die westliche Gesellschaften gegenwärtig plagen. Migration ist in ihrer materiellen ebenso wie in ihrer diskursiven Verkörperung [*incarnation*] von zusätzlicher Relevanz im europäischen Kontext, wo der Prozess der ökonomischen und politischen Vereinigung eine massive Neubestimmung und Rekonstruktion von Grenzen beinhaltet. Europa ist ein dicht besiedelter Kontinent mit angeblich klar getrennten nationalen und kulturellen – und oft impliziert: ethnischen – Räumen. Die Spannung zwischen jenen als rein imaginierten Sphären nationaler Identität und tatsächlichen kulturellen und ethnischen Vielheiten ist bei Weitem kein neues Phänomen und könnte stattdessen als ein Charakteristikum der modernen europäischen Geschichte betrachtet werden (Anderson 1983; Balibar/Wallerstein 1991; Brubaker 1992; Aly 2003). Diese Spannung wurde jedoch im Kontext jüngster Entwicklungen verstärkt, sowohl innerhalb der europäischen Grenzen als auch über sie hinaus, sodass die Bedeutung von »Europa« neu definiert werden muss.⁴⁹

Rassifizierung und Religion fungieren in diesem Setup als zentrale aber unsichtbare Faktoren. Besonders auf Erstere wird in öffentlichen Debatten

nehmer und ihrer Familienangehörigen« unterzeichnet hat. [Die deutschsprachige Bezeichnung des Abkommens verschiebt den Inhalt bezüglich dessen, was migrantisches heißt und vergeschlechtlicht Migration reduzierend als männliches Phänomen. Hier der englischsprachige Name: *International Convention on the Protection of the Rights of All Migrant Workers and Members of Their Families*].

49 Eine zentrale Entwicklung unter ihnen war der Zusammenbruch des Sowjetischen Imperiums, der zur (Wieder-)Entstehung einer Reihe neuer Nationen in Europas Osten führte. Diese Staaten konstruieren nationale Erinnerung und Identität, wobei sie ihre kommunistische Vergangenheit dabei weitgehend externalisieren und stattdessen ihr »Europäischsein« betonen (zumindest teilweise, um ihre Inklusion in einer Europäischen Union zu ermöglichen, deren Identität noch immer vornehmlich von Westeuropa geprägt ist).

kaum ausdrücklich Bezug genommen, dennoch fehlt sie selten. Möglicherweise offenbart der aktuelle Exklusionsdiskurs in seiner Mobilisierung von Bildern, die für die Konstruktion europäischer Identität schon seit dem frühen Mittelalter zentral sind, in der Tat ein spezifisches europäisches Bewusstsein: Die ›rassische‹ Bedrohung durch Afrika und die religiöse und kulturelle Bedrohung durch den Islam kehren als Schlüsselmotive im zeitgenössischen Europa wieder und stellen eine Gemeinsamkeit dar, die tatsächlich alle nationalen Differenzen zu überwinden scheint (es ist wohl kein Zufall, dass verschärfte Einwanderungsgesetzgebungen zu den ersten Elementen des werdenden europäischen Rechtssystems gehörten, über die sich die Mitgliedsstaaten einig werden konnten).⁵⁰ Es gibt wenig bis gar keine öffentliche Anerkennung der tatsächlichen ethnischen und religiösen Diversität nicht nur des gegenwärtigen, sondern auch des historischen Europas. Stattdessen dient die vermeintliche ethnische Homogenität des historischen Europas als Erklärung für die beharrliche Abwehr einer multiethnischen und multireligiösen Konzeptualisierung des heutigen Europas.⁵¹ Das Begehren nach der Schaffung eindeutiger europäischer Räume – sowohl durch verstärkte äußere Grenzen als auch zunehmend durch interne Segregationen, die klar trennbare Zonen des Zugangs schaffen –, ist grundlegend mit einer Rekonstruktion nationaler Gedächtnisse innerhalb des aufkommenden europäischen Narrativs verknüpft.

50 Siehe den Schengen-Vertrag von 1985 und seine Implementierung als EU-Gesetz durch den Vertrag von Amsterdam von 1997 [<http://old.eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=OJ:C:1997:340:SOM:EN:HTML>] letzter Zugriff: 13.10.2014.

51 Die Annahme eines lange bestehenden, »natürlichen«, ethnischen Gleichgewichts in Europa, die nur durch die massive Ankunft von »Gastarbeitern« seit den 1950er Jahren durcheinandergebracht wurde, basiert auf einer überaus strapazierten Rekonstruktion europäischer Geschichte. Sie unterdrückt nicht nur Jahrhunderte des massiven muslimischen Einflusses und bagatellisiert die langfristigen Auswirkungen der beinahe vollständigen Vernichtung der jüdischen Bevölkerung des Kontinents sowie die fortwährende Marginalisierung der Rrom_inja. Sie ignoriert zudem die systematische »ethnische Säuberung«, die seit Ende des Ersten Weltkriegs in Europa stattfindet und zu der erzwungenen Migration von mehr als vierzig Millionen Europäer_innen führte (Aly 2003, 28-34). Dieser Versuch, Europa nach ethnischen Kriterien neu zu ordnen, erforderte die Anwendung eines essenzialistischen Konzeptes von Identität, mit dem heterogenen Bevölkerungen einzelne ethnisch-religiöse Zeichen [*signifiers*] zugewiesen wurden, um zum Beispiel nach dem Abkommen von Lausanne 1923 die »Rücksiedlung« von 50.000 muslimischen Griech_innen und Albaner_innen in die Türkei oder von 350.000 christlichen Türk_innen nach Griechenland zu ermöglichen (ebd.).

Nationale Identität basiert auf der Produktion und Institutionalisierung einer gemeinsamen Vergangenheit. Ob Minderheiten einen Platz in der größeren Gemeinschaft finden, hängt also auch von ihrer Beziehung zu deren Erzählung vom nationalen Ursprung ab.⁵² In Europa wird Migrant_innen und ihren Nachfahren routinemäßig der Zugang zu dieser gemeinsamen Geschichte verwehrt.⁵³ Sie leben jedoch ebenso sehr mit der nationalen Vergangenheit wie die >einheimische< Bevölkerung, fungieren aber regelmäßig gleichzeitig als deren Anderes. Diese komplexe Position wird durch den abschließenden Ansatz nationaler Geschichtsschreibung getilgt, die – sowohl in populistischen wie anspruchsvollen Versionen – dazu neigt, rassifizierte Migrant_innen außerhalb von Europas Vergangenheit und Gegenwart zu platzieren. Geschichtsschreibung weist »den Migranten« (einschließlich nachfolgender Generationen bis zur n-ten Ebene) eine platte, eindimensionale Existenz zu, in der sie immer gerade erst angekommen sind und somit nur in der Gegenwart existieren; aber zugleich wie Zeitreisende einer Kultur entstammen, die Jahrhunderte (oder im Falle Afrikas Jahrtausende) zurück erscheint. So werden sie zu Vertreter_innen einer Vergangenheit gemacht, die ohne Verbindung mit und Einfluss auf die Gesellschaft, in der sie leben, bleibt (Fabian 1983; Crul 2003; Terkessidis 2004).

Das »europäische Gedächtnis«, das derzeit hergestellt und als Grundlage für eine transnationale kontinentale Identität debattiert wird, könnte eine perfekte Gelegenheit bieten, diesen Prozess und den strukturellen (Selbst-)Ausschluss von Migrant_innen und Minderheiten aus der Nation zu überwinden, der so oft in dominanten Diskursen beklagt wird. So könnte neu geschrieben werden, was »seit geraumer Zeit das dominante Narrativ der Moderne ist – eine >internalistische< Geschichte, in der Kapitalismus aus dem Schoß des Feudalismus wächst und in der Europa die selbst-erzeugende Fähigkeit hat, wie eine Seidenraupe aus dem eigenen Körper heraus die Umstände der eigenen Entwicklung zu produzieren« (Hall 1991, 18). Trotz des erklärten Wunsches, unwillige und feindselige »Ausländer« zu

52 Dieses Narrativ hat auch in postnationalen Zeiten nichts von seiner Wichtigkeit verloren: Es taucht teilweise in Debatten um europäische Identität wieder auf. Balibar zufolge ist der Diskurs über das Ende des Nationalstaats in Wirklichkeit zuweilen einer über dessen Ursprünge (Balibar 2004, 14).

53 Zafer Şenoçak schreibt über die Situation türkischer Deutscher: »Du kannst in ein Land immigrieren, aber nicht in seine Vergangenheit. In Deutschland wird Geschichte als Tagebuch der >Schicksalsgemeinschaft< verstanden, als persönliche Erfahrung der Nation, zu der Andere keinen Zugang haben« (Şenoçak 1995, 53).

integrieren, scheint der internalistische Blick der Nationalgeschichten in die postnationalen Diskurse des einundzwanzigsten Jahrhunderts wieder eingeschrieben zu werden. So bleiben die unzähligen Beteiligungen Minorisierter und Immigrierter an dieser Geschichte unbeleuchtet. Die Französische Revolution, der Zweite Weltkrieg, die totalitären Systeme des Faschismus und Stalinismus, mit ihren Implikationen, die offensichtlich über den Nationalstaat hinausgehen, werden als Grundlagen eine kontinentalen europäischen Identität gesehen, die nationale Erfahrungen sowohl einbindet als auch überwindet. Deren postnationale Europäisierung kann jedoch auch als Fortführung von Ausschlüssen gelesen werden, die schon in der Ära des Nationalstaates »Weltgeschichte« prägen. Auf Grundlage der vom haitianischen Anthropologen Michel-Rolph Trouillot so benannten »Archivmacht« – d.h. der »Macht, zu definieren, was ein seriöses Forschungsobjekt und somit erwähnenswert ist und was nicht« (Trouillot 1995, 99) – wird die Involviertheit in und die Auswirkungen der zwei Weltkriege auf nicht-westliche und nicht-weiße Bevölkerungen als irrelevant erachtet. Ereignisse von globaler Wichtigkeit werden so dargestellt, als fänden sie im Westen allein statt, und westliche Ignoranz gegenüber dem Rest der Welt wird permanent entschuldigt. Folglich produziert dieses Modell die Behauptung, dass migrantische Kulturen und europäische Kulturen sich bis zur Nachkriegszeit nicht begegnet seien und somit keine gemeinsame und verflochtene Geschichte teilten.

Während eine gründliche Auseinandersetzung mit dem oben skizzierten Prozess den Umfang dieser Studie überschreiten würde, bietet die Trope einer aufkommenden »europäischen Identität« in ihrer Beziehung zum Nationalen sowie zum Globalen einen günstigen Brennpunkt für eine Analyse, die jene Aspekte in den Vordergrund rückt, die hier besonders relevant sind. Die Notwendigkeit, jahrhundertealte nationale Rivalitäten zu überwinden und die westeuropäischen Bürger_innen von den Vorteilen eines ökonomischen und sozialen Systems zu überzeugen, dessen Einführung mit dem rapiden Abbau des Wohlfahrtsstaates der Nachkriegszeit zusammenfällt, schafft beträchtlichen Druck auf das kontinentale politische System. Dies ist erst Recht der Fall, da die Notwendigkeit hinzukommt, regionale Rivalitäten und nationale Mythen herunterzuspielen, die zur Schaffung verschiedenartiger Völker konstruiert worden sind, und diese mit einer europäischen Identität zu kombinieren – oder sie durch diese zu ersetzen –, der noch nicht die gleiche ideologische und emotionale Macht innewohnt.

In den folgenden Abschnitten folge ich der Spur einiger der komplizierten Wechselwirkungen, die aus der gleichzeitigen Herstellung eines normativen europäischen historischen Gedächtnisses sowie eines europäischen Raums – sowohl materiell als auch diskursiv – in der gegenwärtigen globalen Landschaft resultieren. Mein Ausgangspunkt sind zwei Begebenheiten dessen, was als Aufkommen eines transnationalen europäischen öffentlichen Raums benannt werden könnte. Beide Ereignisse hängen direkt damit zusammen, wie der Zweite Weltkrieg und Kolonialismus in diesem Prozess (nicht) explizit verhandelt werden: die europaweiten Antikriegsdemonstrationen im Frühjahr 2003 und die Aufstände in den französischen *Banlieues* im Winter 2005. Zumal diese Ereignisse die europäische Öffentlichkeit innerhalb des diskursiven Raumes zweier dominanter Erzählstränge gegenwärtiger globaler Politik mit tiefen historischen Wurzeln platzieren: dem »Krieg gegen den Terror« und dem »Kampf der Kulturen«. Ich werde mich den beiden Ereignissen teilweise durch deren Beurteilung durch zwei der führenden öffentlichen Intellektuellen Europas nähern, Jürgen Habermas und Jean Baudrillard. Habermas' Überlegungen zur Bedeutung des westeuropäischen Widerstands gegen den Irakkrieg und Baudrillards Sicht auf die Aufstände an den Rändern der französischen Gesellschaft können als emblematisch für zwei Versionen des Nachkriegseuropa gesehen werden. In der einen steht die Europäische Union für den erfolgreichen Aufbau einer Zivilgesellschaft aus den Ruinen des Zweiten Weltkriegs, die andere dokumentiert das Scheitern dieses Versuchs. Ich argumentiere, dass schlussendlich aber beide Interpretationen unzureichend sind, da sie beide in einer eurozentrischen Perspektive gefangen bleiben, der es nicht gelingt, Europas Nach- und Vorkriegsgeschichte in einen wahrhaft transnationalen globalen Kontext zu stellen.

In Texten wie dem von Habermas – die die Aufklärung und die Französische Revolution zentrieren, aber bis zu den antiken griechischen und römischen Imperien zurückgreifen, um dann vorzuspulen, um auch die weniger feierlichen Realitäten des Zweiten Weltkriegs, des Faschismus und des Stalinismus mit einzuschließen – wird ein lineares Narrativ konstruiert und als Grundlage einer europäischen Identität verwendet, die nationale Abweichungen überwindet und doch fest in internen Grenzen verbleibt. Dies wird am offensichtlichsten im Ausschluss von Kolonialismus aus der Geschichte Europas. »Rasse« steht somit im Zentrum der europäischen Nachkriegsidentität und wird zugleich doppelt unsichtbar

gemacht: Einerseits wird das Konzept ausschließlich mit Europas Außen und nicht-weißen Bevölkerungen in Verbindung gebracht. In der Folge wird Rassismus, und damit auch die Geschichte des Kolonialismus, externalisiert und als randständig für europäische Identität erachtet. Andererseits sind der Holocaust und die mit ihm zusammenhängenden Politiken der »ethnischen Säuberungen«, die während des Zweiten Weltkriegs auf diverse europäische Bevölkerungen angewandt wurden, zentral für die Selbstdefinition des Kontinents, jedoch völlig »entrasifiziert [*deracialized*]« – und schließlich ebenso vom Nachkriegseuropa losgelöst wie der Kolonialismus. So produziert die Vorstellung von »Rassenlosigkeit« bzw. Rassismuslosigkeit eine Heimsuchung: Diese Ideologie stellt einen aktiven, nie vollends erfolgreichen Versuch dar, »Rasse« zu verdrängen – sie spiegelt nicht deren Abwesenheit wider. Diese Verdrängung basiert unausweichlich auf Gewalt.

Nichts hat diesen Prozess und seine Gefahren sichtbarer gemacht als die französischen Aufstände von 2005. Die Auswirkung des Kolonialismus auf kontinentaleuropäische Gesellschaften bleibt sowohl in der Migrationsforschung als auch in Postkolonialer Forschung untertheoretisiert. So auch die teilweise Prägung der Beziehungen zwischen verschiedenen Gemeinschaften of Color in Kontinentaleuropa durch die gemeinsame Erfahrung der Kolonisierung. Als Folge erkunden Politik, öffentlicher Diskurs und regelmäßig auch die Wissenschaft die »Differenz« von minorisierten Bevölkerungen, anstelle des Prozesses, durch den sie wieder und wieder als Andere hergestellt werden. Die Erfahrung jener, die das Bild europäischer ethnischer Homogenität verletzen, hat weder einen Platz in den verschiedenen nationalen Narrativen noch in dem europäischen, das diese langsam ersetzt. Dies ermöglicht nicht nur den Erhalt illusorischer Vorstellungen von eindeutigen, reinen und unveränderlichen nationalen Identitäten, sondern verhindert auch ein konstruktives Herangehen an die irreversible multiethnische Wirklichkeit im zeitgenössischen Europa. Dies ist besonders problematisch, da das vereinte Europa eine Position der moralischen Autorität einnimmt, die auf vermeintlich aus den Fehlern der Vergangenheit gelernten Lehren basieren.

Die Schaffung eines internationalen Menschenrechtsregimes als Konsequenz aus den Schrecken des Zweiten Weltkriegs und Europas Schlüsselrolle in diesem Prozess ist zentral für kritische Theoretiker_innen wie Harbermas oder Seyla Benhabib. Mein Verständnis von Translokalität arbeitet

mit deren Konzepten von Kosmopolitismus (aber auch gegen sie). In den kommenden Abschnitten des Kapitels setze ich Diskurse zu Universalismus mit den Stimmen jener in Beziehung, die durch sie und in ihnen unhörbar gemacht werden, und zwar marginalisierte urbane Jugendliche of Color, die in dominanten Debatten prominent als Europas interne Andere figurieren. Ich erkunde, wie diese marginalisierten Jugendlichen ein Queeren von Ethnizität praktizieren, indem sie sich einen Raum innerhalb der europäischen Landschaft schaffen. Dabei richte ich besondere Aufmerksamkeit darauf, wie dominante Konzepte nicht-weißer Männlichkeit nicht nur die Wahrnehmung der französischen Aufstände prägten, sondern auch, wie sie genereller den Rahmen bieten, durch den junge Männer of Color kategorisch als abweichend und bedrohlich bestimmt werden. Mein Begriff von *queer* in Kapitel 1 ist somit einer, der sich auf Positionalitäten bezieht, die im Gegensatz zu heteronormativen Modellen weißer europäischer Männlichkeit platziert werden und die sich ihnen widersetzen.

Ich untersuche die ökonomischen Wurzeln des zunehmenden Ausschlusses migrantisierter Jugendlicher aus der Nation, während neoliberale Ideologien sich im vereinigenden Europa etablieren. Außerdem analysiere ich, wie das Lokale, die Stadt oder die Nachbarschaft, ein alternativer öffentlicher Raum wird, der teilweise nationale Verbundenheiten ersetzt und stattdessen grenzüberschreitende translokale Netzwerke schafft. Eines der interessantesten Beispiele hierfür ist die europäische Hip-Hop-Gemeinschaft, die ich als zentrale Quelle einer postethnischen Identität von Europäer_innen of Color sehe. Sie wurde von urbanen Jugendlichen der zweiten und dritten Generation genutzt, um eine gemeinsame Sprache zu schaffen, die es ihnen ermöglichte, ihre strukturelle Unsichtbarmachung in Mainstream-Debatten anzufechten. Die Kreolisierung einer Kultur, die aus den multiethnischen Nachbarschaften in den postindustriellen USA stammt, generierte Austausch zwischen minorisierten Gemeinschaften in ganz Europa. Die so gebildeten translokalen Verbindungen boten ein alternatives Verständnis von Zugehörigkeit, indem sie eine flexible Gruppenidentität aufbauten. Diese basiert auf gemeinsamen Interessen und Erfahrungen statt einer geteilten ethnischen oder nationalen Herkunft. So entstand erstmalig eine gemeinsame europäische Minderheitenidentität.

Wie ich in den abschließenden Abschnitten zeigen werde, bot Hip-Hop nicht nur einen Raum für minoritäre Stimmen. Er war auch ein Mittel, mit dem die gebrochenen Teile europäischer Nachkriegsidentität verbunden

werden konnten, die Heimsuchungen, »wenn das, was mit Schlussstrich abgeschlossen erscheint, lebendig wird, wenn ins Sichtfeld rückt, was ausgeblendet war« (Gordon 1997, xvi). Ich verwende als Beispiel Hamé, ein Mitglied der unterschiedlich rassifzierten französischen Hip-Hop-Crew *La Rumeur*, der die von jungen Menschen in den Pariser Banlieues erfahrene Polizeigewalt, 2001 mit dem Pariser Massaker von 1961 in Verbindung brachte, in dem die französische Polizei mehrere Hundert unbewaffnete Algerier_innen umbrachte. So machte Hamé die Verbindung zwischen der europäischen Geschichte von Rassismus, Kolonialismus, Arbeitsmigration und den zeitgenössischen Ausschlüssen deutlich. Diese Verbindung wird routinemäßig durch die Ideologie der Rassenlosigkeit sowie durch die Reaktion des Staates verleugnet. Diese Reaktion verkörperte in diesem Fall der damalige Innenminister Nicolas Sarkozy, sie resultierte in einem jahrelangen Rechtsstreit. Dies macht die kontinuierliche disziplinarische Gewalt offenbar, die notwendig ist, um Momente der Heimsuchung, die nicht dauerhaft verdrängt werden können, unhörbar zu machen.

Nachkriegsvereinigung, Humanismus und das koloniale Erbe

Diskurse über europäische Migration werden üblicherweise in den chronologischen Kontext Europas nach 1945 gesetzt, wobei der Zweite Weltkrieg als Bruch dient, der homogene Vorkriegs- und multikulturelle Nachkriegsgesellschaften voneinander trennt. Diese Unterscheidung ist auf mehreren Ebenen offensichtlich problematisch, nicht zuletzt in ihrer grundlegend falschen Darstellung des Europas des frühen bis mittleren zwanzigsten Jahrhunderts. Was sie jedoch akkurat darstellt, ist die noch immer zentrale Rolle des Zweiten Weltkriegs in der Wahrnehmung des gegenwärtigen Europas. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und dem Verschwinden des kommunistischen Anderen innerhalb der Grenzen Europas wird zunehmend offenbar, wie sehr die ideologischen Debatten des Kalten Krieges in Wirklichkeit eine Aufarbeitung der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs waren (Evans 2006; Judt 2005). Unterstützung für den europäischen Vereinigungsprozess wird häufig innerhalb eines älteren Modells eines Nachkriegswesteuropas formuliert, das den Zweiten Weltkrieg im Allgemeinen und den Holocaust im Besonderen als das »Ende der Unschuld« der Moderne sieht, als den (vorübergehenden) Zusammenbruch